

Das verlorene Meer

Alle großen Wege im Vorderen Orient sind alte Wege. Seit Jahrtausenden verbinden sie ebenso alte Städte. Einen dieser Wege schlug ich nun ein, von Damaskus nach Aleppo. Lieber wäre ich über die Berge ans Meer gefahren, über den Anti-Libanon in die Bekaa-Ebene und zum alten Heiligtum des Gottes Baal, wo ich vor vier Jahren nur kurz verweilen hatte können. Nach dem Staub der Großen Wüste über frisches Weidegras gehen, das hätte mir gefallen. Aber Streitigkeiten zwischen irgendwelchen bewaffneten Gruppen vereitelten meinen Plan. Deshalb stand ich nun am Ostrand des Gebirges, das fast die Küste des Meeres begleitete und den Regen abfing, was Baal zum Gott des Wetters, aber auch Herren der Großen Wüste im Hinterland gemacht hatte. Seit je trennte dieses Gebirge die Welt der Seefahrer von der Welt der Karawanen. An der steilen Küste des Abendlichtes führte der einfachste Weg über das Wasser. Am Fuß der Morgenseite aber benötigten die Schiffe vier Beine, immer schon, soweit die Erinnerung zurückreicht. Doch diese Zeit ging gerade zu Ende, die Kamele der Neuzeit besaßen vier Räder.

Der erste Wagen brachte mich vom Stadtrand, wohin ich zu Fuß gegangen war, einige Kilometer weit bis an einen schattenspendenden Baum. Dort aß ich frische Marillen, *mišmiš* genannt, als ein deutscher Ingenieur aus der von Tschechen erbauten Zuckerfabrik in Arda anhielt. Einige Zeit blieb ich mit dem gesprächsbedürftigen Mann beim Tee

sitzen. Ein weiterer Wagen brachte mich durch bergiges Gelände nach Homs, wo ich am späten Nachmittag ankam.

Homs und das nördlich davon gelegene Hama verdanken ihre Existenz dem Fluss Orontes. Regnet oder schneit es im Gebirge, findet das Wasser an der Abendlichtseite einfache und kurze Wege zurück ins Meer. Dem auf die der Wüste zugewandten Gebirgshälften fallenden Regen blieb der Weg zurück zunächst versperrt. Das Gebirge lag da wie ein Sperrriegel. Es dauerte sehr lange, bevor das Wasser weit im Norden eine Stelle fand, wo der Durchbruch zum Meer schließlich gelang. Ein Geologe erzählte mir, die Suche habe fünf- und sechzig Millionen Jahre gedauert. Während dieser Zeit sei das Wasser nach Osten geflossen, in den Euphrat und den Persischen Golf. Vor drei Millionen Jahren aber war das Gebirge endlich durchsägt, das Wasser konnte zurück ins Meer, aus dem es stammte. Wo lernt man besser Geduld zu haben denn in der Geologie?

Ich durchwanderte Homs von einem zum anderen Ende, wo ich einem Bauern frisch geerntete Gurken abkaufte. Aus einer Hirtenhütte brachte man mir Tee. Später nahm mich ein Lastwagen auf, der nach Aleppo fuhr. Wir durchqueren eine fruchtbare Ebene mit einem uralten, durchdachten Bewässerungssystem, welches das Wasser des Nahr al-Asi, wie man den Orontes hier nannte, weithin über die Felder verteilt. In Hama hielten wir an, um Tee zu trinken. Welch gewaltige Wasserräder, die das Wasser des tief ins Vorland-plateau eingeschnittenen Flusses hinauf in die Stadt hoben! Anderswo hob man Schaulustige auf sogenannten Riesenräder im Kreis durch die Luft, hier war es seit ewigen Zeiten das silbern plätschernde Wasser in den Schaufeln und am schwarz-nassen Gestänge des Rades aus Zedernholz, ein Anblick, der sich mir einprägte fürs Leben.

Ein bleibendes Bild, an einen bestimmten Ort gebunden, bedeutete etwas Besonderes. Unmöglich, die tausend und abertausend täglich auf mich einwirkenden Bilder einzeln zu

behalten. So wurde aus all den Karawanen, die mir begegneten, *die Karawane*, aus all den durchquerten Sandhügeln und von nichts als Steinen übersäten Ebenen *die Wüste*, aus allen Anhöhen *das Gebirge*. Aber der Nahr al-Asi war einzigartig, nicht *der Fluss*, sondern der Nahr al-Asi, hier, wo er die Stadt Hama teilte und die Wasserräder, Norias genannt, langsam und beständig drehte. Letztlich setzte sich die Erinnerung an meine Reise aus zwei ganz unterschiedlichen Arten von Bildern zusammen, wobei es mir oft schwer fiel, die Grenze zwischen beiden zu ziehen, zwischen der zum Wort gewordenen Summe aller gleichartigen Erscheinungen – die *endlose Straße im Flimmern heißer Luft*, die *stetig wiederkehrende wüstensandrote Windhose*, die *über die Fahrbahn rollende Distel*, der *Blutfleck eines geschlachteten Schafs im Sand*, der *auf dem Esel sitzende Bauer mit den ausgestreckten Beinen* – und dem einzelnen, sich nicht in die Summe einordnen wollenden Bild – *die rhythmisch im Staub kratzende Ferse des Bauern*, *der mit nachtblauen Arabesken verzierte Handrücken der schwarz verhüllten Frau am Brunnen*, *der federleichte Balg einer verdursteten Taube*, *die großen Augen eines Kindes über der Schulter seiner Mutter*.

Es war Abend, als wir Aleppo erreichten. Der Fahrer half mir bei der Suche nach einer Unterkunft am Fuße des mächtigen Burghügels. Zwei Stunden darauf kam er wieder, begleitet von zwei Freunden, und daran schloss sich ein Schlemmen bis spät in die Nacht an, mit in Gemüse gekochtem Schaffleisch, Hammelhoden, Singvögeln in Weinblättern, Arak, Bier, Wein und Wasser, reichlich Obst. Übervoll, kaum noch beweglich, fiel ich ins Bett.

Am nächsten Tag, schon spät am Vormittag, kam der Fahrer wieder und gemeinsam fuhren wir mit einem Bus auf den Burghügel. Seit je sicherte dieser den Warenstrom vom und ans Meer, lenkte Kostbarkeiten aus Persien, Indien und China nach Damaskus. Das konnte ich in der beherrschenden Lage dieses außergewöhnlichen, steil aus der Ebene aufragenden

Berges, eine gewaltige natürliche Pyramide, mehr als erahnen. Es bedurfte nicht viel Vorstellung, um die Staubfahnen der nahenden Karawanen zu sehen, aber auch die Staubfahnen feindlicher Heere. Nur der bis an den Horizont sich erstreckende Zug von Menschen, die man in den armenischen Städten und Dörfern Anatoliens zusammengetrieben hatte, die sich kaum noch aufrecht halten konnten, zum Teil nur noch krochen, bevor sie erschossen oder erschlagen wurden, Aleppo schon in Sicht, wirbelte keinen Staub auf.

Der Fahrer hatte naturgemäß von solchen Ereignissen keine Ahnung. Er lebte ganz im Jetzt, machte sich Sorgen bestenfalls über morgen, nicht über gestern und schon gar nicht über Dinge, die vor seiner Zeit stattfanden. Mein Geschichtslehrer wüsste vielleicht mehr darüber, nicht nur von Armeniern auf Todesmärschen, auch von Hethitern und Assyrern, Persern und Makedoniern, Byzantinern und Römern, Arabern und Kreuzfahrern, Mongolen und Osmanen, die alle ihre Spuren auf dem Hügel hinterlassen hatten. Als Letzte die Franzosen, die der Stadt den Zugang zum Meer wegnahmen – gerade einmal neunzehn Jahre war es her –, indem sie die Hafenstädte Antakya, das alte Antiochia, und Alexandrette, Klein Alexandria, mitsamt dem Hinterland bis hinauf in die Berge an die Türkei verschenkten (wie Mossul an den Irak), dafür einen Uhrturm unten in der Stadt hinterließen, ein schlechter Tausch. Ich bedauerte Syrien, dem man auf diese Weise die beiden Eckpfeiler, an denen das weite Segel der syrischen Wüste festgemacht gewesen war, weggenommen hatte, sodass das Land sich nun irgendwie lose und schlaff ins Nichts ausdehnte. Aber den Franzosen schien das gleichgültig gewesen zu sein, sie erfreuten sich vor allem an dem angenehmen Klima an den Hängen des Libanon und in der quickebendigen, westlich orientierten, weltoffenen Stadt Beyrouth, bald „Paris des Ostens“ genannt. Wer wollte sich schon um Orte wie Mossul, Aleppo oder den Sandschak von Antakya kümmern? Aufs Geratewohl suchte ich

einen Weg durch die Ruinen von Palästen, Bädern, Kirchen, Moscheen und eines mächtigen Amphitheaters, alles umgürtet von gewaltigen Befestigungen, welche die Kreuzfahrer nie zu brechen vermochten. Wie so oft blieb mir nur das Raten und Mir-Ausmalen von Ereignissen, die sich hier ereignet haben konnten und dem Ort eine Aura verschafften, in der ich mich bedeutungslos klein und zugleich allmächtig fühlte. Neben den ungezählten Toten war ich der Lebende, der sich fragen konnte, worauf er keine Antwort wusste, was nichts daran änderte, dass ihm der Wind ins Haar fuhr und er die Kraft in sich spürte, seine Schritte dahin und dorthin zu lenken, er, der von weither Kommende und nach weithin Aufbrechende, aber jetzt und hier, auf dem Burghügel von Aleppo, sich seines Daseins Freuende.

Bevor ich die Stadt verließ, ging ich in den großen Bazar, genoss noch einmal die nirgendwo so konzentriert anzutreffende Atmosphäre geschäftigen Nichtstuns, der in sich ruhenden Gewissheit, dass Zeiten vergehen, der Bazar weiter besteht, Gesichter kommen und gehen, Großväter Enkel mit Wohlwollen betrachten, Tee fließen wird, solange der Brunnen nicht versiegt, das Plätschern an den Wasserauslässen im Vorhof der nahen Moschee den Rhythmus der Suren vorgibt. Nirgendwo sonst empfand ich die Einheit der „orientalisch“ geprägten Welt so stark wie im Bazar, gleichviel ob in Istanbul oder Bagdad, Damaskus oder Aleppo. Dieses Grundvertrauen in das Bestehende, das zu verändern kein Anlass gegeben scheint, dem der Gedanke fremd ist, wachsen zu müssen, größer zu werden, weil die optimale Größe längst, zu Zeiten der Vorfäder, erreicht wurde, die es zu erhalten gilt, möglichst ohne Anstrengung, bei Geplauder und spielerisch heftig dargebotenem Feilschen um längst beschlossene Preise, die beide leben lassen, den Händler wie den Kaufwilligen. Man spendet den Ärmsten und lässt den Dieb nach ein paar Schlägen wieder laufen, Geschrei und Gelächter ebbt ab, man nimmt den Teeverkäufer wieder wahr und gibt ihm

ein Zeichen, worauf dieser Allah dankt und seinen Schritt beschleunigt. Eine Lebensform schien da ihre Vollendung gefunden zu haben, die sich, ohne es ausdrücklich zu wollen, der Entwicklung verschloss. Altmodisch und hoffnungslos rückständig in den Augen des Besuchers aus dem Westen, übte es andererseits eine starke Anziehungskraft aus, erzeugte in mir ein zur Wehmut neigendes Gefühl des Verlustes, zu komplex, um in einfache Worte gefasst zu werden, letztlich vielleicht nur eine Illusion.

Was die Franzosen tatsächlich mit der Abtrennung des Küstengebietes angerichtet hatten, erfuhr ich während der zwei Tage, die ich benötigte, um in den nahen Hafen Alexandrette zu gelangen, der jetzt İskenderun hieß. Zur Wahl war auch gestanden, mit der Bahn in die Türkei zu reisen, auf derselben Strecke, die ich aus Istanbul gekommen war, gemeinsam mit Jean und Gabrièle. Wo lag der Bahnhof von Aleppo? Agatha Christie und Max Mallowan – schon war ich daran, den Namen zu vergessen –, lag das tatsächlich erst drei Wochen zurück? Lieber keine Wiederholung, der Seeweg reizte mich mehr. Aber was war aus der alten Handelsstraße ans Meer geworden? Eine Sackgasse, ein türkischer Blinddarm, in dem die streckenweise erstaunlich gut erhaltene Römerstraße noch am ehesten den Eindruck vermittelte, nicht ganz von der Welt abgeschnitten zu sein. Ich wanderte lange auf den vor zweitausend Jahren ausgelegten Steinquadern. Kein Mensch begegnete mir, auf der neben der alten Römerstraße herlaufenden Asphaltstraße fuhr nicht ein einziges Auto. Niemand außer mir schien aus Syrien auf türkisches Gebiet zu wollen, niemand von dort reiste in Richtung Aleppo. Ich durchschritt einen einsam in der Landschaft stehenden römischen Triumphbogen und als die Nacht sich allmählich über das Land zu senken begann, legte ich mich rechtschaffen ermüdet in einer von der Zeit reingewaschenen Mulde ins Gras.

Von dem waldlosen Berggrücken ging der Blick hinab in eine Talsenke, wo, wenn ich meine Landkarte im kleinen

Maßstab richtig deutete, der Ort Antakya lag, das einstige Antiochia, schon in Sichtweite des Meeres, am Orontes, der hier vor drei Millionen Jahren den Durchbruch zum Meer geschafft und damit den Weg vorgegeben hatte, dem der Mensch durch die Jahrtausende folgen sollte. Nur eben jetzt nicht, in dieser seltsamen Zeit der Kleinstaaterei und geschlossenen Grenzen. Alexanders Reich erstreckte sich von Makedonien bis an den Indus und auch das Nachfolgereich, der Diadochenstaat der Seleukiden, reichte von hier über Mesopotamien und Persien hinaus bis nach Baktrien. Antiochia, die glanzvolle Metropole anstelle des verschlafenen Städtchens da unten am Grund des türkischen Blinddarms, war an Größe und Bedeutung gleichauf mit Alexandria, Rom und Karthago gestanden. Hier verbrachte Kleopatra einen Winter mit ihrem Geliebten Antonius, machten sich Apostel auf den Weg nach Westen, begann Kaiser Marc Aurel seinen Feldzug gegen die Parther im Osten. Da unten an der Küste endete die Seidenstraße, aber dort begann sie auch, und mit ihr die Vorstellung und Erwartung aller nur denkbaren Abenteuer und Überraschungen. Während Marc Aurels Herrschaft erreichte eine römische Gesandtschaft den Hof des Kaisers von China. Dort unten waren die Männer aufgebrochen, zeitig am Morgen, um noch vor der Mittagshitze den Pass zu erreichen, immer der neuen römischen Straße nach Aleppo folgend, an deren totem Ast ich mich gerade zur Nacht einrichtete.

Marc Aurels Feldzug war von Erfolg gekrönt, doch dabei wurde auch die Pest eingeschleppt, an welcher – so wird vermutet – der Kaiser später in Vindobona sterben sollte, nachdem auch die Schwefelbäder im nahen Aquae Thermae, wie Bad Kleinheim damals hieß, nicht geholfen hatten. Einen Moment lang war mir, als trennten mich und Marc Aurel keine zweitausend Jahre, sondern nur Stunden oder Tage, als wäre der Kaiser dort unten gestern an Bord gegangen, während ich morgen in İskenderun an Bord ginge. Waren wir nicht beide Tramper durch die Welt, auf Schiffen,

dann wieder zu Pferd, das auch ein Auto sein konnte, ein Waggon der Bagdad-Bahn. Neunundfünfzig Jahre alt war Marc Aurel geworden, ich gerade einundzwanzig. Da lagen noch viele weite Strecken und entfernte Orte vor mir. Aber ich musste keine Kriege führen, keine Reichsgrenzen schützen, weder in Kappadokien noch an der Donaufront. Ich hatte für kein Weltreich zu sorgen, sondern nur für mich selbst. Die einzige Last, die ich zu tragen hatte, fand Platz in einem Rucksack.

Die Zeit, es gab sie, für den Orontes ein Maß nach Jahr-millionen, für Städte wie Antiochia und Aleppo nach Jahr-tausenden, für den Einzelnen, mochte er Marc Aurel, Veit Troyer oder Karl vom Bühelstein heißen, gleichviel, nach Jahren, Monaten, Tagen. In all der verstrichenen Zeit wüteten da unten, wo sich jetzt die Dunkelheit festgesetzt hatte, Perser, Griechen, Römer, Mongolen und Kreuzfahrer, Seldschuken und zuletzt Osmanen, deren Reich im Begriff war, endgültig zu zerfallen. Ich sah ihn deutlich, den sich schwarz gegen den nachtblauen Himmel abzeichnenden Gebirgszug, der rechts des Orontes zur Küste abfiel. Bevor er am Meer endete, erhob sich eine letzte markante Erhebung, der Musa Dagh, der Mosesberg der Armenier. Ihn konnte ich von hier aus und zu dieser Stunde nicht sehen, aber meine Vorstellung zeigte mir den Berg deutlich, mitsamt den Dörfern an seinem Fuß und den Menschen, die dort in Frieden gelebt hatten, bis das Unglück über sie hereinbrach.

Dass ich gerade von diesem, in der langen Geschichte Antiochias doch eher unbedeutenden Ereignis genauere Kenntnis besaß, verdankte ich einem Roman, „Die vierzig Tage des Musa Dagh“, von Franz Werfel. Das Buch aus dem Jahr 1933 hatte die Bücherverbrennungen des NS-Regimes unbeschadet in der elterlichen Wohnung überdauert. Vielleicht wusste Mutter nicht, dass Werfel auf der Verbotsliste stand, oder sie sah nicht ein, was in dem Roman die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährden könnte. Ich wollte

glauben, sie wäre auf der Seite der verfolgten Armenier gestanden, nicht auf Seite der sie mit Vernichtung bedrohenden Staatsmacht. Hatte sie den Roman gelesen? Wahrscheinlich nicht, Mutter hatte keine Zeit, lange Romane zu lesen. Sie begnügte sich mit Besprechungen oder kurzen Auszügen von Romanen, neben Kurzgeschichten und Dokumentationen. Dazu hatte sie die englische Ausgabe von Reader's Digest abonniert. Ein Heftchen davon lag immer auf ihrem Nachttisch. Ich erinnerte mich sogar an das letzte Heft, das dort lag, bevor ich abgereist war, vom Monat Mai. Ich hatte es durchgeblättert wegen eines Artikels über Toulouse-Lautrec. Daneben gab es auch einen Bericht über Wernher von Braun, *the rocket man*. Das Ganze lieblich eingebunden mit einer Fliederblüte in Großaufnahme auf dem Umschlag, dahinter ein Sandstein-Putto auf einem Sockel in einem Park und im nur noch verschwommen zu sehenden Hintergrund rosa blühende japanische Kirschbäume. Seltsam, wie genau ich mich daran erinnerte. Reader's Digest, so schien mir, war für Mutters Lesen so etwas wie die ersehnte Pille anstelle des Kochens. Vater hatte ich noch nie mit einem Buch gesehen, seine Welt orientierte sich an Ziffern, Zahlen und Nummern, zuerst als Buchhalter, später auf dem Roulette-Tisch, im Kessel und auf dem grünen Tuch, den Karten zum Baccara, den Uhrzeiten im Dienstplan, der Anzahl der Schläge beim Golfspiel und den Kilometerzahlen auf dem Tachometer seines Porsche. Wahrscheinlich war ich der Einzige der Familie, der Werfels Roman gelesen hatte. Und nun lag der nachtdunkle Bergrücken vor mir, an dessen Ende sich der vielleicht einmalige Fall in der an Völkermorden so reichen ersten Hälfte des Jahrhunderts ereignete, in dem es einer Gruppe von Vernichtung bedrohter Menschen gelungen war, so lange Widerstand zu leisten, bis durch eine glückliche Fügung des Schicksals Rettung eintraf. Die Bewohner der Dörfer am Fuße des Musa Dagh waren auf den Berg geflüchtet, viele Tausend an der Zahl. Sie hatten Waffen erbeutet

und wehrten sich. Französische Kriegsschiffe sahen den in Brand geratenen Berg und erhielten Hinweise darüber, was dort vor sich ging. Sie feuerten mit ihren Geschützen auf die türkischen Belagerer und drängten sie zurück. Über viertausend Menschen retteten sie das Leben und brachten sie nach Ägypten, in den Hafen von Suez.

Von dort war auch Werfel gekommen, vielleicht auf der CAMPIDOGLIO, vielleicht bei besserem Wetter, als ich es vor vier Jahren erlebt hatte, als ich nach der Ausfahrt aus Suez bei rauer See seekrank wurde. Es handelte sich wohl eher um ein britisches Schiff, denn Werfel, begleitet von seiner Frau Alma, steuerte einen palästinensischen Hafen an, also britisches Mandatsgebiet, von wo sie weiter über Jerusalem nach Damaskus reisten. Das war heute nicht mehr möglich, die Feindschaft zwischen Juden und Arabern zu groß. Den Anstoß für den Roman soll das Elend armenischer Kinder gegeben haben, auf das Werfel in den Straßen von Damaskus gestoßen war, Kinder, deren Eltern bei Pogromen und auf Todsmärschen ermordet wurden. Das stand freilich nicht in dem Buch, aber der junge Geschichtslehrer hatte mir davon erzählt. Wir hatten lange über meine Reise ins Zweistromland gesprochen, was mir bereits mehrmals zum besseren Verständnis örtlicher Verhältnisse verholfen hatte. Wie schade, in all den Jahren meiner Schulzeit nur einem einzigen Lehrer dieser Art begegnet zu sein!

Dass ich das Buch gelesen hatte, war kein Verdienst des Lehrers, sondern ein Zufall. Das elterliche Bücherregal, auf dem sich auch die Bücher des verstorbenen Großpapas befanden, hing an der Wand über dem „Lotterbett“, auf das ich mich zu Mittag legte, wenn ich aus der Druckerei für zwei Stunden Mittagspause nach Hause kam und Großmutter mir das Essen serviert hatte. Nicht immer war ich schlaftrig und manchmal griff ich hinauf auf das Regal und besah, was ich in der Hand hielt. Da kam es vor, dass ich in einem Buch zu lesen begann, Interesse daran fand und weiterlas.

Was Werfel geschrieben hatte, war kein historischer Bericht, sondern ein Roman für eine europäische Leserschaft, dadurch unterschied er sich auch in vielem von den Umständen und Gegebenheiten, wie sie mich hier und jetzt umgaben, wo niemand wusste, dass es einen Roman über die Ereignisse gab. So verkörpert zwar ein Armenier die zentrale Figur, aber einer, der lange in Europa gelebt und eine Französin geheiratet hat. Parallel zur äußeren Dramatik der auf dem Fluchtberg ums Überleben kämpfenden Dorfbewohner erschüttert innere Dramatik dessen Leben. Seine Frau verliebt sich in einen anderen, er selbst gerät in emotionale Nähe zu einer anderen Frau, der Sohn wird bei einem Ausreißversuch erschossen, was die schwer erkrankte Mutter nicht mehr mitbekommt. Der Held selbst bleibt allein auf dem Berg zurück, nachdem alle viertausend Überlebenden es auf französische Schiffe geschafft haben, wo ihn schließlich eine türkische Kugel in die Schläfe trifft, nicht irgendwo, nein, am Grabkreuz seines Sohnes, das er im Niedersinken an sich reißt, sodass es auf seinem Herzen zu liegen kommt. Viel Pathos, wohl Ausdruck jener Zeit, doch für die Armenier wäre der Dichter für immer ein Nationalheld.

Mutter fiel mir wieder ein und dass das, was ich über ihre Lesegewohnheiten gedacht hatte, nicht stimmte, weil es sich nur auf die mir bekannte Zeit bezog, auf ihre Jahre als Lehrerin und praktisch Alleinerzieherin von drei heranwachsenden Kindern, auf die Zeit, in der diese immer zu knapp wurde und zu größerer Eile verpflichtete, was beim Lesen kürzere Texte erforderte, wie Reader's Digest sie bot. Aber hatte sie mir nicht einmal davon erzählt, wie sie als junges Mädchen, mit den Eltern auf Urlaub in ihres Vaters Heimat Doberig, in Tante Monikas Haus irgendwo im letzten Licht des Tages gelegen war, in Angst, jemand könnte sie zum Abendessen rufen und davon abhalten, weiter die „schauerlich schöne“, sie mit jeder Faser ihres Körpers zum Beben bringende Geschichte des Grafen von Monte Christo zu verschlingen?

Und war da nicht unter dem letzten Reader's Digest eine Paperback-Ausgabe von Huxleys „Brave New World“ gelegen, woran ich mich nur deshalb erinnerte, weil ich auf eine Szene gestoßen war, zu der ich mehrere Male zurückblätterte, weil ich dabei jedes Mal eine herrliche Erektion bekam? Dabei ging es um nichts anderes als um einen an einer dünnen Kette baumelnden Anhänger, der freilich vor dem Körper einer jungen Frau baumelte, die sich soeben entkleidet hatte. *Zip! Zip!*

Der Nachthimmel war nun so dunkel, dass die Sterne hell leuchteten. Mühelos fand ich den Orion und klar erfasste ich Mizar und das Reiterlein. In Gedanken bei Eva schlief ich ein.

Ein kratzendes Geräusch weckte mich. Es kam von meinem Rucksack, der neben meinem Kopf stand. Als ich mich aufrichtete, hörte ich ein Tier davonlaufen, kein Trampeln oder Stampfen, ein Davonhuschen auf weichen Pfoten, hastig, in rascher Folge, und schon herrschte wieder Stille. Ich hatte kaum noch Essbares im Rucksack, aber die Proviantsdose verbreitete wohl, wenn auch schwach und von mir selbst kaum zu riechen, einen Geruch von geräuchertem Speck, den ich von zuhause mitgenommen und der bis Kurdistan gute Dienste geleistet hatte. Auch wenn Gabrièle sich darüber ein wenig amüsiert zeigte. Speck im Orient Express, passte das denn zusammen? Es war der *Toros Ekspresi*, der Kurswagen nach Bagdad, aber Gabrièle machte keinen Unterschied, sie verehrte Agatha Christie.

Statt wieder einzuschlafen, lag ich wach. Meine Gedanken über Werfel und die Bücher der Eltern, gelesen oder nicht gelesen, schienen sich von selbst weiterzuspinnen. Nun sah ich mit einem Mal die großen Prachtausgaben von ausgewählten Werken der Weltliteratur vor mir, viel zu groß und zu schwer, um auf dem Bord an der Wand Platz zu finden. Ich wusste nicht mehr, wo sie in der alten Wohnung aufbewahrt gewesen waren, jetzt standen sie in meinem Zimmer, im untersten Fach einer bis an die Decke reichenden Stellage,

die ich aus den schweren Seitenbrettern der großelterlichen Ehebetten gezimmert und schwarz angestrichen hatte. Vier mehrere Kilo schwere Druckwerke auf Büttenpapier in dicken Schubern, die Pergament imitiereten, bibliophile Kostbarkeiten, wie man sie nicht einfach im Buchhandel kaufen konnte, sondern bestellen musste, zu Konskriptionspreisen und mit namentlicher Widmung, in Rotdruck hervorgehoben. *Dieses Exemplar wurde hergestellt für ...* und da folgte dann der Name meiner Mutter („Die göttliche Komödie“), meines Vaters (Schillers „Wallenstein“), meines Bruders (Goethes „Faust“) und meiner Schwester („Der Ring des Nibelungen“ von Richard Wagner). Nur mein Name fehlte, der fünfte Band (ich hätte mir die „Odyssee“ gewünscht, aber ich war zu klein, um gefragt zu werden, vielleicht noch gar nicht auf der Welt). Entweder war der mir zugesetzte Band verloren gegangen (wenig wahrscheinlich) oder er wurde nicht mehr gedruckt (gut möglich), weil die Druckerei, welche die Bände für den ASKANISCHEN VERLAG Berlin herstellte, im Bombenhagel zerstört wurde, Papier dieser Qualität nicht mehr zur Verfügung stand, die Herausgabe von Prachtbänden der Literatur Opfer des „totalen Krieges“ geworden war. Mutters Exemplar stammt aus dem Jahr 1938, die übrigen Bände aus dem „Kriegsjahr 1940“. Gelesen wurde wohl keines der Bücher, obwohl die Seiten alle aufgeschnitten wurden, eine Handlung, bei der ich mir Vater gut vorstellen konnte. Er hatte sicherlich die Bestellung gemacht und den Konskriptionspreis bezahlt. Ich sollte die Eltern danach fragen, aber zuhause fielen mir solche Fragen nie ein, als wäre die Voraussetzung dafür, sich weit weg in der Fremde aufzuhalten.

Als ich das zweite Mal erwachte, stand die Sonne knapp davor, den Gebirgszug mit dem Musa Dagh zu erreichen. Statt in nächtlichem Schwarz zeigte er sich jetzt in einem silbernen Blau, das talwärts in Moosgrün überging. Die Sonne stieg rasch höher und ich machte mich auf den Weg, nicht sicher, ob ich mich noch auf syrischem oder schon auf türki-

schem Gebiet befand. Die Grenzposten lagen weit auseinander, als wollte man nicht miteinander in Berührung geraten, einander nicht einmal zu Gesicht bekommen. Den syrischen Kontrollposten hatte ich am Abend überschritten, die Nacht sozusagen im Niemandsland verbracht, und nun lag vor mir ein langer Weg über eine sanft gegen Westen abfallende Bergflanke, vereinzelt mit Bäumen bestanden, im Wesentlichen von Macchia bewachsen. Nach einer Stunde Marsch erblickte ich in einiger Entfernung ein Dorf in einer von Äckern umgebenen Talmulde, Reyhanli, wie ich vermutete. Eine Viertelstunde später kam ich beim türkischen Grenzposten an. Es war inzwischen heiß geworden und ich blieb im Schatten des kleinen Gebäudes sitzen, bis, nach gut zwei Stunden, ein Taxi aus Antakya eintraf, um eine Frau mit drei großen Bündeln abzusetzen, die nach Syrien wollte. Für den Taxifahrer gab es keine Weiterfahrt, er machte kehrt und nahm mich für zehn Lire mit nach Antakya. Dort blieb mir wieder nur die Möglichkeit, mit einem Dolmuş genannten Sammeltaxi nach İskenderun zu gelangen. Der Hafen lag zwar im Grenzsperrgebiet, Aufenthalt für Ausländer verboten, aber darum schien man sich weniger zu kümmern als einst in Doberig, wo ich als Grenzonenbewohner jedes Mal meinen Ausweis herzeigen hatte müssen, wollte ich am Gasthof Feld, vor dem der Gendarm saß, vorbei, gleichviel ob talauswärts oder taleinwärts.

Die Straße endete direkt am Meer, an einer weit ausschwingenden Bucht, wo die Gebirge zurückwichen und Platz boten für die kleine Stadt. Ein Teil der Strandlinie wurde von einer Kaimauer befestigt, aber große Schiffe konnten nicht anlegen, dazu war das Wasser nicht tief genug. Einige kleine Fischerboote lagen dort vertäut. Gut dreißig Schritte zurückversetzt erhob sich eine geschlossene Zeile weiß getünchter Häuser, das größte davon an der Ecke der Hauptstraße war ein Café mit Hotelzimmern im Obergeschoss und einer Dachterrasse, schutzlos der Sonne ausgesetzt und nur am Abend

zu benutzen. Dort hatte das Taxi angehalten und ich meinen Rucksack in ein Zimmer im ersten Stock gebracht. Das war kahl bis auf ein eisernes Bett und ein Tischchen daneben, auf dem ein Kerzenhalter mit Kerze stand. Neben der Tür befand sich ein Lichtschalter für eine Glühbirne an der Decke, aber offensichtlich gab es nicht immer Strom. Das einzige Fenster gab den Blick frei aufs Meer, ein tiefes Blau, das rechts am helleren Blau des steil aufsteigenden Gebirges grenzte, links sich im Glitzern der Sonnenstrahlen auf dem Wasser verlor.

Ich rückte den einzigen Stuhl ans Fenster und schaute hinaus. Was ich sah, glich einem Gemälde. Nichts bewegte sich. Oder doch, wenn ich mich hinausbeugte und die Strandbucht jenseits der Kaimauer überblickte, konnte ich die Bewegung der Strandwellen sehen, den dünnen weißen Schaum der sich überschlagenden Kante, ein lautloses Auf und Ab, denn um das Rauschen zu hören, war ich zu weit davon entfernt. Die Wellen erschienen mir als der einzige Beweis für die Existenz der Zeit. Bewegung, das Durchmessen von Raum, erfordert Zeit. Davon hatte ich nun genug, denn es war fraglich, ob das Schiff, das die Küstenroute von Istanbul bis hierher befuhr, wie geplant morgen ankäme oder erst einen Tag später. Was zählte schon ein Tag in der tausendjährigen Geschichte der Levante? Nicht weit von hier, dort, irgendwo vor dem helleren Blau der Berge, hatte Alexander den Perserkönig Dareios besiegt, eine jener Schlachten, die zeigten, wie selbst große Heere aneinander vorberennen konnten, ohne es zu bemerken. Alexander war bereits weiter an der Küste nach Süden vorangekommen, als der im Gebirge in Richtung Norden ihm entgegenziehende Dareios ahnte. Als sie schließlich voneinander erfuhren, entwickelte sich die Schlacht andersherum als erwartet. Von Planung konnte man (wie bei den meisten Schlachten) ohnedies nicht sprechen. Direkt oder verkehrt herum, egal, Alexander gewann und gründete danach diese Stadt, die wohl schon lebhaftere Zeiten als jetzt erlebt hatte. Dareios floh nach Osten, wo ihn Alexander zwei Jahre später

noch einmal, dieses Mal vernichtend, besiegte, in Niniveh – das klang nun in meinen Ohren viel vertrauter als noch vor wenigen Wochen.

Ich hatte Zeit, mir Gedanken über Dinge zu machen, die nicht gerade aktuell waren. Aber aktuell ereignete sich in İskenderun so gut wie nichts, zumindest was mich betraf, den Fremden, der nichts zu tun hatte, außer auf das Schiff aus und nach Istanbul zu warten. An der Schattenseite des Restaurants im Erdgeschoss saßen zwei Männer und tranken Tee aus kleinen taillierten Gläsern. Später gesellte sich einer der Zollbeamten aus dem nahen Büro hinzu, in der Hand die Gebetsschnur, deren Kugeln er ohne Unterbrechung zwischen Daumen und Zeigefinger durchgleiten ließ, dabei immer wieder die Kette in kleinen, die Richtung wechselnden Bogen in die Luft schleuderte. Sein Kollege saß in einiger Entfernung am Kai neben seiner Angel. Das Taxi war abgefahren, nachdem sich im Verlauf einer Stunde drei Fahrgäste eingefunden hatten. Zwei Männer hatten zunächst längere Zeit mit dem Fahrer verhandelt, bevor sie in den Gassen weiter oben an der Straße verschwanden, von wo sie nach einiger Zeit zurückkehrten, in Hose und Sakkos und mit festen Schuhen anstelle von Sandalen. Später kam noch eine dickliche ältere Frau angehastet, eine gebauchte Tasche in einer Hand, an der anderen ein kleines Mädchen mit weißer Masche im Haar, das Schwierigkeiten hatte, mit der Frau Schritt zu halten. Immer wieder wurde es am Arm gerissen und ein Stück weiter geschleift. Für kurze Zeit wurde es laut, als fünf Schulkinder die Hauptstraße herunterkamen, zwei Buben und drei Mädchen, in dunkelblauen Hosen die Buben, in ebenso gefärbten Röcken die Mädchen, dazu weiße Hemden beziehungsweise Blusen. Ihre Hefte trugen sie lose unter dem Arm. Am Ende der Straße trennten sie sich, ein Bub und ein Mädchen gingen im Schatten der Häuser die Hafenpromenade nach links, die anderen nach rechts. Dort musste der Bazar und ein Gemüsemarkt liegen, denn von dort kam

eine Frau, die ich zuvor in der Küche gesehen hatte, begleitet von einem barfüßigen Jungen, der einen schweren Sack auf dem Rücken trug. Der streunte langsam zu dem fischenden Zöllner, in der Hand ein Stück Brot, in der anderen ebenfalls etwas Essbares, das ich nicht klar erkennen konnte. Längere Zeit schon beobachtete ich einen Mann auf einem Esel, der sich vom nördlichen Ende der Seepromenade auf die Hauptstraße mit dem Hotel zubewegte. Als er nahe genug herangekommen war, zeigte sich auf einer Seite eine prall gefüllte Satteltasche, auf der anderen ein festgezurrter Tonkrug. Eine Haue trug der Mann wie eine Lanze in der Hand, das sah aus wie Sancho Pansa und Don Quijote in einer Person. Die Männer am Teetisch riefen ihm etwas zu und er antwortete kurz, hielt den Esel aber nicht an, sondern ritt weiter die Hauptstraße hinauf.

Es bestätigte sich die Vermutung: das Postschiff käme mit einem Tag Verspätung. Das Büro der Agentur öffnete um vier Uhr am Nachmittag wieder. Ich löste eine Passage nach Izmir. Die Mitgliedskarte des türkischen Studentenbundes verhalf mir einmal mehr zum halben Preis. Alles geregelt, alles nur noch eine Frage der Zeit, die ich ohne Anstrengung genießen konnte. Doch dann reizte mich das deutsche Frachtschiff, das etwa einen Kilometer weit draußen in der Bucht vor Anker lag. Ich borgte mir von einem Fischer, der gekommen war, nachdem die Sonne nicht mehr so stark schien, um an seinem Netz zu flicken, dessen Boot aus und ruderte zu dem Schiff. Ich wollte fragen, ob sie nicht einen Hilfsmatrosen brauchten. Man beobachtete mich schon von weitem, bevor ich noch den Namen Schiffes lesen konnte, LIBANON. Man rief den Kapitän. Der ließ die Reling absenken, dass ich an Bord gehen konnte. Das Schiff kam aus Hamburg. Wir tranken zusammen ein kühles Bier, aber heuern wollte man mich nicht. Ich ruderte zurück, setzte mich wieder auf die Terrasse und sah zu, wie die sinkende Sonne die grünen Berge um die Bucht in braunes Orange umfärzte. Bevor das Tageslicht

gänzlich erlosch, begann im Innenhof des Gebäudes gegenüber dem Hotel die Vorführung eines Films, projiziert auf eine hohe gekalkte Mauer. Von der Dachterrasse des Hotels sah ich dunkle Gestalten über die erleuchtete Mauer huschen, Autos rasten durch Straßen irgendeiner Stadt in Amerika, Schüsse knallten und synchronisierte Stimmen hallten über die Dächer der um das Kino herum wie ausgestorbenen Stadt im Mondlicht, das weiter draußen auf dem Meer ein Glitzern erzeugte, in dem man die Lichter des deutschen Frachtschiffes LIBANON nur schwer ausmachen konnte.

Ich schließt bis in den Vormittag. Als ich gegen zehn Uhr das erste Mal aus dem Fenster blickte, sah ich am Horizont das Postschiff. Eine halbe Stunde später warf die GÜNEYSU, was so viel wie Südwater hieß, Anker in der Bucht, aber nicht so weit draußen wie der deutsche Dampfer, man hörte deutlich das Rasseln der Ankerketten. Ich hatte mir am Vortag eine Karte dritter Klasse gekauft. Doch als ich an Bord kam, rannten dort Ratten über die Betten. Entsetzt ließ ich mich noch einmal an Land rudern, um eine Kabine der zweiten Klasse zu buchen, aber die Agentur war bereits geschlossen, *kapali*. Nichts zu machen. Die GÜNEYSU löste die Leinen wie angekündigt um fünfzehn Uhr. Ich saß lange an Deck und schaute auf die allmählich entschwindende Küste, Adieu Levante.